

Die Bündnisse von heute.

Gründlicher ist noch nie eine Lehre zusammengebrochen als die Lehre von der friedensstiftenden Macht der Bündnisse. Vor dem Kriege wurde sie in allen Ländern geglaubt. Die Diplomaten des Dreißiges wie des Dreiverbandes wetteiferten darin, die von ihnen geschaffenen oder erhaltenen Koalitionen als Friedenstort zu preisen, der die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts und damit des Friedens in Europa gewährleistete. In dieser Lehre war aber nur so viel richtig; Durch die Bündnisverpflichtungen war für ganz Europa das Risiko eines Krieges in solchem Grade erhöht, daß jeder Staat darauf bedacht sein mußte, kriegerischen Verwicklungen aus dem Wege zu gehen, wenn er nicht die Verantwortung für eine Weltkatastrophe auf sich laden wollte. Brod an der ungeheuren Konstruktion, die alle einander widerstrebenden Kräfte gegeneinander ausbalancierte, auch nur ein kleiner Pfeiler, dann mußte das ganze Gebäude in Schutt und Trümmer sinken.

Diesen Trümmerfall haben wir nun erlebt. Einer nach dem andern wurden fast alle Staaten in den Sturz mitgerissen. Zuletzt sogar das

Keine Portugal.

Hier zeigt sich an einem Schulbeispiel, wie unbereitbar das ganze Bündniswesen mit einem andern sehr richtigen Satze der auswärtigen Politik ist, dem Satze nämlich, daß sich kein Staat in einen Krieg einlassen solle, wenn ihm nicht sein Lebensinteresse dies dringend gebiete.

Portugal steht in keinem weltpolitischen Gegensatz zu Deutschland, es hatte mit ihm keine alten Rechnungen auszutragen wie Frankreich, es kämpft nicht mit ihm um den Einfluß im europäischen Südoften wie Rußland, es ist nicht sein Handels- und Industriekonkurrent wie England. Die deutsch-portugiesische „Feindschaft“ entbehrt so sehr jeder Begründung, daß sie geradezu lächerlich wirkt. Ihr fehlt jeder materielle Inhalt, sie ist ausschließlich und allein durch die formale Bündnispflicht bedingt, die Portugal

England gegenüber einget.

und nun erinnern wir uns ein wenig an das alles, ge-

Rußland glaubte, Serbien schlingen zu müssen und wandte sich drohend gegen Oesterreich. Nun mußte Deutschland für Oesterreich eintreten, es geriet dadurch in Krieg nicht nur mit Rußland, sondern auch mit dessen Verbündeten Frankreich und marschierte in Belgien ein. Mit Rücksicht auf seine Freundschaft mit den Ententemächten und ganz besonders auf seine besonderen Abkommen mit Belgien erklärte England Deutschland den Krieg und damit war wieder der Bündnisfall für jene Mächte gegeben, die zwar nicht mit Rußland und Frankreich, wohl aber mit England bindende Abkommen hatten. So entstand zum Schlusse gleichsam als Satyrspiel und Karikatur des Ganzen die unsinnigste „Feindschaft“, die die Welt jemals erlebt hat, die deutsch-portugiesische.

Natürlich wäre es ganz falsch zu sagen, daß das Bündnisystem allein an allem Unheil die Schuld trage. Letzten Endes beruhte der Gegensatz der Gruppierungen doch wieder auf Verschiedenheiten der politischen und wirtschaftlichen Interessen. Aber nicht immer und überall erkennt ein Volk oder eine Regierung die Interessen des Landes richtig und nicht immer verstehen sie, zweckmäßig nach ihnen zu handeln. Diplomatisches Geschick, geschichtliche Tradition, dynastische Beziehungen und zahlreiche andre Nebenumstände wirken mit bei der Entscheidung der Frage, auf welche Seite der eine oder der andre Staat fällt. In der ganzen Bündnis-konstellation Europas liegt eine gewaltige Summe von Zufall, Willkürlichkeit und Irrtum.

Erwiesen sich die Bündnisse als schädlich durch den Zwang, den sie mit sich bringen, so sind sie auf der andern Seite nicht weniger verderblich durch die Freiheit, die sie den einzelnen Bundesgenossen lassen. Das Bündnis macht einen

Staat mitverantwortlich für Dinge,

an denen er ganz unschuldig ist, da er nicht den geringsten Einfluß auf sie ausüben kann. Es macht ihn mithaftbar für alle Schäden, die der Bundesgenosse anrichtet, gibt ihm aber nicht die Mittel, diese Schäden zu verhindern. Man

Krieges, wo so ziemlich jeder Staat vom andern verlangte, er solle auf seine

Bundesgenossen einen „Druck“

ausüben, um sie vor verhängnisvollen Handlungen zu bewahren. Die Geschichte wird zeigen, daß man es da und dort auch wirklich mit diesem „Druck“ versucht hat, daß aber diese Versuche fruchtlos blieben, da man nirgends die Energie oder auch nur die formelle Möglichkeit hatte, für den äußersten Fall die Verwirklichung des Bündnisses in Aussicht zu stellen. Die Verbündeten wurden auf solche Weise zu Gebundenen, und die Freiheit, die sich der eine herausnahm, wurde zu einem unwillkürlichen Zwange des Handelns für die andern.

Wenn die Völker aus der Geschichte lernen könnten, dann wird es nach dem Kriege mit dem System der einander das Gleichgewicht haltenden Bündnisse zu Ende sein. Würde die Mächtekonstellation, wie sie beim Ausbruch des Krieges bestand, weiter bestehen, dann wäre

der gegenwärtige Weltkrieg

nur das Vorspiel zu einem zweiten. Aber nicht nur in ihrer Gruppierung werden sich die Bündnisse ändern müssen, sondern auch in ihrer inneren Organisation. Entweder müssen die Verpflichtungen, die sie statuieren, looser werden, oder den Bundesgenossen muß die Möglichkeit gegeben werden, auf die innere und äußere Politik ihrer Verbündeten mitzuzuwirken. Die Bündnisse von heute wahren aufs ängstlichste die sogenannte „Souveränität“, die Selbstherrlichkeit der Staaten auch in den kleinsten Angelegenheiten.

Aber wo es um Leben oder Tod geht, da hört die Souveränität auf, da gibt es nur noch eine Bündnispflicht. In Zukunft wird dafür gesorgt werden müssen, daß jedes Bundesglied das Recht hat, in alle Angelegenheiten mit hineinzureden zu dürfen, die für sein eignes Schicksal entscheidend werden könnten. Damit wird die Zeit für die diplomatischen Bündnisse vorüber und die Zeit für den demokratisch organ-

isierter Welt kommen.

Was der Krieg bringt.

Die Zerstörung von Arras.

Etwa 15 französische Zeitungsleute haben die französischen Stellungen bis in die Schützengräben hinein besichtigt. Am 23. November sind sie auch nach Arras gekommen. Einer von ihnen, Emile Genriot, entwirft in „Le Temps“ (vom 25.) das folgende Bild von der zerstörten Stadt:

Arras ist ein einziges Trümmerfeld. Am 7., 8. und 9. Oktober sind zuerst 2000 bis 3000 Geschosse in die Stadt gefallen. Aber noch heute dauert die Beschießung an wie bei Reims. Als wir uns mit der Feststellung der Kriegsschäden befaßten wollten, hatten wir die traurige Ehre, einige „Kochtöpfe“ über den Außenvierteln plagen zu hören. Die Schäden sind so zahlreich, daß man sie nicht genau aufzählen kann. Bei jedem Schritt meint man den Höhepunkt der grauenvollen Zerstörung zu erreichen; aber um jede Straßenecke herum wird die Zerstörung noch größer. Im Straßensystem haben die Granaten Löcher aufgewühlt, in die man mit Leichtigkeit zwei Pferde hineinstellen könnte. Auf den angrenzenden Mauern haben die Maschinengewehre ganze Reihen kleiner weißer Löcher in den von der Zeit nachgedunkelten Stein der Häuser und Denkmäler gerissen, und Hunderte von Häusern, in die Granaten eingeschlagen sind, sind nur noch Trümmer, Haufen von Steinen und formlosen Werkstücken, sei es, daß die Granate die Stirnseite durchschlägt und das ganze Innere zerstört, sei es, daß sie aufs Dach gefallen und alles in die Tiefe gerissen, sei es endlich, daß sie das Bauwerk von der Rückseite getroffen und alles einfach in einen Haufen auf die Straße geworfen hat.

Von den 25 000 Arrasern, die vor dem Kriege die Bevölkerung bildeten, sind höchstens 1000 in der Stadt geblieben, und diese haben sich in Erdlöcher verbrochen. Viele sind getötet worden, viele sind in ihren durch die Brandgranaten in Flammen aufgegangenen Häusern verbrannt. Mit den öffentlichen Gebäuden in Arras sieht es sehr schlimm aus. Der altehrwürdige, so malerische Hauptplatz, der Grand Place mit den Giebelhäusern, die mit ihrem malerischen und figurlichen Schmuck so reichlich prunkten, die in so leuchtenden Farben glänzten, die von einer schöngliedernten Säulenreihe getragen wurden, das alles ist im äußeren Anblick fast unversehrt. Aber beinahe alle diese Häuser sind im Innern zerstört, und durch die leeren Fensterhöhlen sieht man hinein in das Grauen der Verwüstung.

Das ehemalige bischöfliche Palais hat stark gelitten. Auch der Bahnhof und seine Umgebung sind hart mitgenommen worden. Das Rathaus steht nicht mehr. Eine formlose Maffe, die aus einem Steinhaufen aufragt, ist alles, was von dem ehrwürdigen Bauwerk übriggeblieben ist, das so reich und so eigen-

artig verziert war. Der Warturm ist umgestürzt; er streckt nur noch ein Aufeinander rissiger und zu Staub zerwühlter Stein zum Himmel. Fast rosa gefärbt stehen die Trümmer neben dem kurzen Rest einer Säulenhalle, der mit seiner alexandrinischen Färbung wohlherhalten ist und merkwürdig gut das Gleichgewicht hält, ohne auseinanderzufallen. Der berühmte Löwe, der einst oben auf dem Warturm das Stadtwappen hielt, liegt am Boden unter einem Haufen von Werksteinen halb begraben. Von einer Schauzeile des unglücklichen Brachbanses stehen noch zwei oder drei Meter Mauerwerk aufrecht, als wollten sie den Verlust des übrigen zu um so schmerzlicherer Empfindung bringen. 69 Granaten waren an einem Tag auf das Rathaus gefallen. Der Warturm stand immer noch; und obgleich er in seinen Fundamenten erschüttert war, schien er den Geschossen Trost bieten zu wollen. Beim 69. Schuß ist er gefallen. Dann erst, als die Zielscheibe am Boden lag, hat die Beschießung aufgehört.

Vielleicht hat der französische Journalist etwas starke Farben aufgetragen, um die Zerstörung der französischen Stadt seinen Landsleuten recht eindringlich vor die Augen zu rücken, das eine bleibt bestehen: die Schrecken des Krieges offenbart der Bericht.

Vorbereitungen zum Weihnachtsfest

Ein in Nordfrankreich im Felde stehender Sohn eines Bremer Parteigenossen schreibt seinen Eltern folgenden Brief, aus dem ersichtlich, wie tief das liebe, deutsche Kinderweihnachtsfest im Gemüt der Deutschen wurzelt, aus dem aber auch noch weiter die Hoffnung hervorleuchtet, daß nicht alle Brüden zwischen den beiden „Feinden“ diesseits und jenseits der Vogesen abgebrochen zu sein brauchen. In dem Briefe heißt es:

„Seit einigen Wochen liege ich etwas abseits dem Schlachtengetümmel auf einem Dorf im Quartier. Wir haben es hier sehr gut getroffen. Unsere Quartierwirtin ist eine wirklich gute Frau, die uns, soweit das unter den gegebenen Umständen möglich ist, jede Erleichterung verschafft und es uns nicht fühlen läßt, daß wir als Feinde im Lande sind. Die wehrfähigen Männer sind natürlich alle fort, teils im Kriege, teils auf der Flucht oder in Gefangenschaft. Da das Dörfchen etwas abseits der Frontstraße liegt, so sieht es hier nicht so wild aus, beinahe fast friedlich. Wir müssen zurzeit nur für die Pferde sorgen, Korn ausdreschen und was dergleichen notwendige Arbeiten mehr sind. Das ist nun sehr schön hier, aber lieber wären wir doch daheim. Besonders das bevorstehende Weihnachtsfest läßt die Sehnsucht stark hervortreten, unter dem deutschen Christbaum das Weihnachtsfest feiern zu können.

Wohl die meisten von uns waren der Meinung, daß wir Weihnachten in der Heimat feiern könnten. Das ist nun aber alles anders gekommen und wir wollen froh sein, wenn der blutige Krieg bis Ostern sein Ende erreicht hat. Ah, wie viele von all den lieben Kameraden werden aber bis dahin wohl noch ihr Grab in Frankreich finden!

Damit wir aber nun auch hier unsere deutschen Weihnachten feiern können, werden wir in der katholischen Kirche hier einen kleinen Tannenbaum anzünden und dazu deutsche Weihnachtslieder singen. Denkt Euch mal, ich übe jetzt in unsern freien Stunden mit den Landwehrlenten Weihnachtslieder ein in der Kirche! Ihr wißt, daß ich keine Orgel spielen kann. Aber da haben wir hier im Dorf ein Klavier aufgetrieben und da sitze ich nun in den freien Stunden davor und übe mit den häßlichen Landwehrmännern „O Tannebaum“ oder „Stille Nacht, heilige Nacht“ und dergleichen Weihnachtslieder ein. Wenn es auch nicht gerade musterhaft ist, aber mancher Familienvater wird doch verstaubt eine Träne aus den Augen, wenn er bei unsern Übungen an die Kinder denkt. Einen Prediger haben wir zwar für unsere Weihnachtsfeier nicht, aber es wird sich wohl unter den Landwehrlenten jemand finden, der eine kleine Ansprache hält. Und wenn es auch in der Kirche ist. Meine Quartierwirtin will uns sogar einen kleinen Weihnachtsstuden haben. Diese und noch viele französische Einwohner dieses Dörfchens werden auch in die Kirche kommen und sehen, wie die deutschen „Barbaren“ ihre Weihnachten feiern.

Ich freue mich wirklich auf dies kleine Fest und auch auf den Weihnachtsstuden unserer Madam. Ihr braucht Euch also verläufig meineitthalben keine Sorge zu machen.“

Der Schuß des Toten.

Ein seltsames Geschichtchen von der Westfront wird dem „Eisener“ aus Gaargemünd von einem Augenzeugen berichtet: Ein heftiger Kampf war entbrannt. In der Front stand ein braver Lothringer, eben im Begriff, zu schießen. Im selben Moment traf ihn eine feindliche Kugel ins Herz, so daß er auf der Stelle tot liegenblieb. Noch im Tode hielt er sein Gewehr krampfhaft umfaßt. Nach der Schlacht wurden die Toten und Verwundeten aufgefunden. Ein Soldat wollte dem toten Kameraden das Gewehr abnehmen und aus der Hand ziehen. Da fuhr der Abzugsbügel zu, und die Kugel drang dem Soldaten in die Brust, daß es zurückfiel und nun mit dem andern Toten in ein gemeinsames Grab gebettet wurde.

Sie wunderten sich.

Der „Daily Telegraph“ veröffentlicht einen Brief, den ein französischer Kavallerieoffizier, während er schwerverwundet auf seinem Sterbebett lag, an seine Frau, eine junge Amerikanerin, schrieb. Wenn auch der Brief durchaus den Charakter und die Eigenschaften eines französischen Verräts, so ist er doch rührender genug, um hier mitgeteilt zu werden. Er lautet:

„Es liegen neben mir zwei andre Männer, und ich denke, auch für sie ist wenig Hoffnung vorhanden. Der eine ist ein Offizier eines schottischen Regiments und der andre ist ein preussischer Mann. Sie wurden nach mir niedergestreckt, und als ich wieder zum Bewusstsein kam, fand ich beide über mich gebeugt die erste Hilfe leisten. Der Engländer goß mir aus seiner Flasche Wasser in die Kehle, während der Deutsche beunruhigt war, meine Wunden mit einem Antiseptikum zu stillen, das ihrem Sanitätskorps mitgegeben war. Dem Schotten war ein Bein zerbrochen und dem Deutschen waren einige Stücke eines Schrapnell in die Seite gedrungen. Trotz ihrer eignen Leiden versuchten sie, mir zu helfen, und als ich wieder vollständig bei Bewusstsein war, gab mir der Deutsche eine Morphiumeinspritzung und er selbst nahm ebenfalls eine. Das Sanitätskorps hatte ihn mit diesem Injektionsapparat versehen und gleichzeitig mit den gedruckten Gebrauchsanweisungen.“

Nach der Injektion fühlte ich mich wunderbar leicht und wir sprachen über unser Leben vor dem Kriege. Wir alle sprachen Deutsch, und wir unterhielten uns über unsere Frauen, die wir zu Hause gelassen hatten. Der Deutsche und der Engländer waren erst ein Jahr verheiratet. Ich wunderte mich und ich denke, die andern taten es ebenfalls, warum wir gegeneinander gekämpft hatten. Ich sah nach dem Schotten hin, der erschöpft in Schlaf fiel und trotz seines verletzten Gesichts und seiner beschmutzten Uniform sah er aus wie ein Symbol der Freiheit. Dazu dachte ich an die französische Diktatore und alles das, was Frankreich für die Freiheit getan hat, und dann schaute ich nach dem Deutschen, der aufgehört hatte zu sprechen. Er hatte ein Gebetbuch aus seinem Tornister genommen und versuchte ein Gebet für die verwundeten Soldaten in der Schlacht zu sprechen. Während ich ihn beobachtete, dachte ich daran, wofür wir gekämpft hatten: Es hieß vergeblich, während wir, der Brute und ich selbst, mit andern Toren vielleicht der Sache der Zivilisation und des Friedens einen Dienst geleistet haben.“

Kindesaussetzung im ... Schützengraben.

Der Krieg zeitigt merkwürdige Ereignisse. Zu den seltsamsten Geschehnissen dürfte eine Kindesaussetzung gehören, die jüngst in einem Schützengraben in der Nähe von Przemysl von einem Oberleutnant festgesetzt wurde. Es war in der Nähe der Hügel von Magiera. In dem Feldpostbrief, in dem der Oberleutnant um Spenden für das Kind bittet, das den Namen „Magierkind“ erhalten hat, berichtet er in der „Oesterreichischen Volkszeitung“ folgendes:

Am Nachmittag des 25. Oktober war es, als einer der Verwundeten, ein deutscher Infanterist, in einem Schützengraben ein Knäblein fand. Woher war es gekommen? Niemand wußte es. In dem Augenblicke, als ich es sah, lag es in einem Papier gewickelt. So lag es hier inmitten der Gefahr und des Todes. Nichts ahnend von den Gefahren, die es umgaben, lächelte es die Soldaten freundlich an. Als sich der Abend über das blutige Feld senkte, brachte ein Soldat das Kind nach dem Herrenhaus Pruzschatze am Fuße der Magiera, wo das Brigadekommando ... Quartier hatte.

In liebevollster Weise nahmen sich die Herren des Bataillons an; eine vom Rittmeister Reisinger eingeleitete Sammlung, zu der die Herren des Stabes wie auch Feldmarschallleutnant v. Schwarzenhaller beitrugen, ergab 170 Kronen, die es ermöglichten, das Kind mit dem Notwendigsten auszustatten. Der Rest wurde der Stadtgemeinde Przemysl, wo das Kind künftig in Pflege genommen wurde, übergeben.

Der Werwolf.

Eine Bauernchronik von Hermann Löns.

Die Heidbauer.

Im Anfang war es müßig und leer in der Heide. Der Adler führte über Lag das große Wort, und die Heide hatte es der Uhu; Hür und Wolf waren Herrscher über die Heide und hatten Macht über jegliches Getier.

Kein Mensch wehrte es ihnen, denn die Heide war menschenleer. Die Heide war menschenleer, die Heide war menschenleer, die Heide war menschenleer, die Heide war menschenleer.

Da kamen eines Abends andre Leute an zugereist, die blanken Gesichter und gelbes Haar hatten mit Pferd und Wagen, Kind und Regel kamen sie an, und mit Hund und Federhieb.

Es gefiel ihnen gut in der Heide, denn sie kamen daher, wo das Eis noch bis in den Mai auf den Hümpen (Zeichen) stand und im Oktober schon wieder Schnee fiel. Ein jeder suchte sich einen Platz und baute sich darauf ein breites Haus mit spitzen Dache, das mit Stroh (Kraut) und Blaggen (Heidwollschaf) gedeckt war und am Giebel ein paar bunte Pferdeköpfe aus Holz aufwies.

Jeglicher Hof lag für sich; ganz zu hinterst in der Heide wohnte Kemeke; sein Nachbar war Hingst; auf ihn folgte Marten, darauf Gemig, hinterher Hore, und dann Bod und Hölle und Orte und Kutz und Dur und Specht und Fey und Ul und wie sie alle hießen, und zuletzt Wulf, ein langer Mann mit lustigen Augen und einer hellen Stimme, der sich da angebaut hatte, wo das Bruch anfing.

Der Wulfshof hatte das beste Weideland von allen Höfen, aber der Bauer hatte auch am meisten mit den Wölfen und Haren zu tun und mit den schwarzbraunen Leuten, die hinten im Bruch lebten. Doch das war ihm gerade recht und seinen Jungen nicht minder; je hinter es hinging, um so lieber war es ihnen, und so wurden es Kerke wie die Hanne, mit Händen wie Porensporen; aber demnach konnte sie ein jeder gern leiden, dieweil sie so groß (stark) in die Welt sehen und allewege lachen.

Das kam ihnen und ihren Kindern und Kindeskindern

„Dreizehn Mann tot“ ...

Die Ziffern der Menschen-Massenverluste, die von den Schaulpäßen des gegenwärtigen Krieges gemeldet werden, — sie sind eben doch nicht mächtig genug, um ein Herz vor wahrhaftem Empfinden abzustumpfen gegen das Mitgefühl mit dem schreibenden Weh, das auch das Sterben des einzelnen nach sich zu ziehen pflegt. Besonders dem Dichter wird man es als heiliges Recht zugestehen, seine Klage nicht nur an den Massengräbern ungeheurer Schlachtfelder, sondern auch an den Stätten ertönen zu lassen, wo nur der einzelne sein Leben fürs Vaterland hingibt. Dies Recht haben sich denn auch die Poeten nie verkümmern lassen, und an eine solche Dichtung, die in ihrer schlichten Tonart doch ans Herz greift, möge hier erinnert werden.

Es war zur Zeit des Russisch-Türkischen Krieges im Jahre 1877, als der holländische Dichter Klaus Groth in seiner plattdeutschen Mundart die folgenden Verse dichtete, welche Paul Hindaus Zeitschrift „Die Gegenwart“ (Band 12, Nr. 41) zum Abdruck brachte und die heute nur noch wenigen in Erinnerung sein dürften, wiewohl sie doch so bedeutsam auch in unsre Zeit hineinklingen:

Vom Krieg.

... Dreizehn Mann tot ...

Wie von den Krieg, Bi Warna blot
Hört man, en lütt Gesecht,
Gang undbedüend, dörtein dot
Als de Depejchen seggt.

Man dörtein! — Denk it — dörtein Mann!
Dat is — in Bruch — wobel
Von so vel Duzend? — Doch it kann
Nich seggen jüs, wat för'n Deel.

En Duz un een — nu ja, dat is
So vel, as it — un du —
Min Broder — min ol Wader — jüs —
Min Rinner un min Fru.

Herrgott! — Jun dat in een Gesecht! —
In in en lütt! — Herr Gott,
En lütt! — as de Depejchen seggt —
Man dörtein Rinschen dot!

Un weern da Se, weern't it — un Du —
De Rinner — weern dat se —
Weern dat min Leefften un min Fru
Wo blew de Angst un Weh!

Ja, weer dat, dwer't Duz, de een —
In weer't min, jüngste Gör —
Wer meet de Tranen, de wi ween,
Wer dacht de Smarten dör!

Wenn dat nu in de Duzend ritt,
Wo is en Kul, so grot,
Für all wat Menschenhart vergütt
Hitte Tran'n un Blut!

In lilt du nu, wat schreben steit,
Zar un Kaiser jähro:
Is dat för de Christenheit
ein ut Menschenlieb!

De Ger tum stillstahn! — Doch, de Welt
eit ehren olen Gang;
Menschen bu't das blädige Fe,
Lacht un lacht un lacht.

Verlustliste Nr. 111.

Infanterie-Regiment Nr. 27, Halberstadt.

Walter Bosche (ohne Ang. der Komp.), gest. Depot de Vinan 2. 10. Otto Gorgas (1. Komp.), Halle, gest. Dieppe. Must. Kuntzsch (5. Komp.), gest. Laz. 8 Thulin 29. 8., beerd. das. Holzfeuer (Dienstgrad nicht angegeben, 9. Komp.), gest. Laz. Cambrai 21. 10., beerd. das. Friedh. Notre Dame. Kriegsfreiw. Joseph Sontag (11. Komp.), gest. Laz. 9 Croixilles 4. 12.

Berichtigung früherer Angaben.

Hilff. Karl Brauns (1. Komp.), Neuviel a. Rh., bisher verw., Laz. Osnabrück 30. 10. Ref. Wilhelm Voigt (11. Komp.),

anern, bisher verw., Laz. Namur 8. 12. Ref. Kohl (12. Komp.), Kropf, gest. Laz. Berg, bisher verw., gest. Laz. Doullart, beerd. das.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 66, Weiskensfeld.

Ohne Ang. der Komp. Wehrm. Friedrich Ste, gest. Vermünde, verw.; Ref. W. Bäckmann, Wöbern, durch Ref. Wilhelm Ströbde (8. Komp.), M.-Wanzleben, verw.

Reserve-Divisions-Brückentrain Nr. 49, Magdeburg.

Borova am 23. 11. 14. Herm. Krndt, Dienstgr. nicht angeg., Walsleben, verw. Minn Leiberich, Dienstgr. nicht angeg., Gr.-Wolfsen, verw. Derhard Sippel, Dienstgr. nicht angeg., Lindewerra, verw. Otto F. Taktz, Dienstgr. nicht angeg., Kllinge, verw.

Infanterie-Regiment Nr. 57, Wesel. 8. Kompanie: R. Di Meyer, Wöbern, tot.

Infanterie-Regiment Nr. 67, Metz. 12. Kompanie: Friedr. Alfred Braumann, Neubabensleben, leichtv.

Infanterie-Regiment Nr. 84, Schleswig. Berichtigung Hilff. Hermann Drenkhahn (10. Komp.), Burg, bisher verw., ist tot.

Infanterie-Regiment Nr. 92, Braunschweig. 3. Kompanie: Must. Gustav Bögelack, Barneburg, schwerv.

Infanterie-Regiment Nr. 147, Lth. Maschinengewehr-Komp. panie: Must. Gustav Bremer, Wittkau, leichtv. 11. Kompanie: Hilffshobist Ernst Wötcher, Magdeburg, leichtv.

Infanterie-Regiment Nr. 148. 9. Kompanie: Horn. Friedrid Schwiegel, Hohnberg, leichtv.

Infanterie-Regiment Nr. 151, Sensburg. 6. Kompanie: Must. Otto Heil, Stahfurt, schwerv. 8. Kompanie: Ref. Paul Greifing, Wählitz, tot. 11. Kompanie: Must. Friedrich Meyer, Schlanstedt, tot. 12. Kompanie: Must. Otto Dehlschlager, Gommern, schwerv.

Infanterie-Regiment Nr. 153, Altenburg. 10. Kompanie: Must. Heinrich Thielecke, Ummendorf, leichtv.

Infanterie-Regiment Nr. 176, Thorn. 1. Kompanie: Must. August Gebel, Burg, schwerv. 6. Kompanie: Freiw. Paul Conradt, Magdeburg, tot. 8. Kompanie: Wizefeldw. d. Ref. Ernst Otto, Magdeburg, tot. 9. Kompanie: Must. Willi Köffel, Ufersleben, leichtv. 10. Kompanie: Ref. Richard Pöschendorf, Warbh, leichtv.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 201, Berlin. 12. Kompanie: Hilff. Willi Schmidt, Magdeburg, verw.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 225, Ulogau. 5. Kompanie: Ref. Karl Gerner, Wolmirstleben, verw. 6. Kompanie: Freiw. Friedrich Rademacher, Hirsleben, verw. 12. Kompanie: Ref. Friz Weich, Albensleben, verw.

Landsturm-Bataillon Diegwig 2. 2. Kompanie: Obfm. Karl Piffcher, Kalbe a. d. S., verw.

Landsturm-Bataillon Posen 3. 5. Kompanie: Must. Leo Sellgiebel, Magdeburg, tot. Must. Paul Gaffronke, Magdeburg, tot. Must. Friedrich Schulze, Frohe, leichtv.; Must. Otto Krumwoltz, hnar, Frohe, schwerv.; Must. Richard Grabau, Magdeburg, schwerv.; Must. Hermann Worfeld, Jermersleben, leichtv.; Must. Otto Kohnmann, Magdeburg, leichtv.; Must. Walter Haupt, Magdeburg, leichtv.; Must. Robert Koch 1, Magdeburg, leichtv.; Must. Otto Ribet, Magdeburg, verw.; Must. Hermann Ernst, Thale, verw.; Must. Walter Körtge, Magdeburg, verw.

Reserve-Jäger-Bataillon Nr. 15, Potsdam. 4. Kompanie: Jäger Walter Meier, Magdeburg, leichtv.; Jäger Ernst Reuhold, Magdeburg-B., verw. Berichtigung: Jäger Hugo Schwerdt (3. Komp.), Burg, bisher verw., ist tot.

Feldartillerie-Regiment Nr. 17, Bromberg. 2. Batterie: Kan. Gustav He, Köchstedt, leichtv.

Feldartillerie-Regiment Nr. 73, Allenstein. Kan. Friedrich Lehmann, Magdeburg, schwerv.

Reserve-Feldartillerie-Bataillon Nr. 25. Batterie: Kan. Eduard Schab, Magdeburg, durch Ueberfahren ja.

1. Pionier-Bataillon Nr. 3, Spandau. 1. Kompanie: Jährich Kurt Krause, Magdeburg, leichtv.

Bayerische Verlustliste.

18. Infanterie-Regiment, Landau. 12. Kompanie: Gefr. Piffcher, Hötensleben, verw.

Sächsische Verlustliste.

Reserve-Pionier-Kompanie Nr. 54. Pion. Gotthard Voigt, Magdeburg, verw.

Landwehr-Infanterie-Regiment Nr. 107. 2. Kompanie: Wehrm. Karl Bergmann, Halberstadt, tot. 4. Kompanie: Wehrm. Friedrich Meßmer, M.-Budau, leichtv.

rohem Mett hatte, aber zwei von den Wulfsbauern waren auch unter den Männern, die Karl an der Halsbeefe bei der großen Fährte wie Vieh abschladten ließ. Als darauf alles, was ein Messer halten konnte, ihm an den Hals sprang, waren auch drei Wulfs dabei; sie waren nicht zurückgekommen.

Schließlich aber sagten die Heidjer sich: „Gegen ein Fuder Mist kann einer alle nicht anstinken.“ So zahlten sie denn Zins, sagten dem Wode und dem Tor ab, ließen sich taufen und wurden mit der Zeit ganz ordentliche Christen, vorzüglich, als einer von ihnen, der nach der Vater Brauch den alten Göttern einen Schimmel auf dem Singstberge geschachtet hatte, dafür unter das Weil mußte.

Ganz zahm wurden sie nach außen hin, und sie ließen sich sogar einen fränkischen Ritter vor die Nase setzen. Aber von innen blieben sie die Alten; wenn im heiligen römischen Reich einmal wieder alles kopfheister ging, dann kamen sie vor Lau und Lag über die Heide geritten, steckten die Burg an allen vier Ecken an und schlügen alles, was einen Bart hatte, vor den Kopf.

Das half ihnen auf die Dauer aber doch nichts; die fremden Herren nahmen ihnen mit Gewalt und List ein Recht nach dem andern, und schließlich wurden sie alle zinspflichtige Lehnmänner bis auf den Wulfsbauern; denn der hatte einen Freibrief als Sattelmeier, weil ein Wulf einmal den Herzog Willung vor seinen Feinden gerettet hatte. Wenn sich nun auch heute das Kloster und morgen der Ritter alle Mühe geben, den Wulfshof anzumeiern, die Wulfsbauern wußten sich davor zu wahren.

Sie hatten ja auch sonst ihre liebe Not; denn bald war Krieg im Lande, bald rührten sich die Raubritter. Wenn der Bauer pflügte, hatte er währenddem den Speer und die Armbrust bei seiner Tade liegen, und mehr als einmal fing er mit seinen Leuten ein paar Schnapphähne ab und brachte sie über die Heide. Da das aber einmal so war, so machte er sich weiter keine Gedanken darüber; seine Augen blieben hell, und das Lachen verlernte er auch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

* Bauer, der in Kriegszeiten ein Pferd zu stellen hatte

auch gut aufpasse, denn es ging zuzeiten wild genug her in der Heide; fremde Völker zogen durch, und die Heidbauer mußten mächtig aufpassen, daß sie nicht umgerannt wurden. Aber es waren ihrer von Jahrhundert zu Jahrhundert in Dödringen, wie das Dorf hieß, immer mehr geworden, sie hielten stand, schiessen die Feinde zurück oder bargen die Weislenke, die Kinder und das Vieh in der Wallburg im Bruch und setzten den Fremden durch Ueberfall an und lauern so lange zu, bis sie die Wallburg machten.

Die Leuten vom Wulfshof waren dabei immer vorne weg; manch einer von ihnen blieb mit einem Pfeil im Hals oder einem Speer in der Brust dabei liegen, aber es blieb immer noch einer übrig, der den Namen am Leben hielt.

Mittlerweile nahmen sie immer mehr Land unter den Hügel und machten das Bruch zu Weidenland und Weide; zehn Gebäude zählte der Hof, der wie eine Burg hinter Wall und Graben in seinem Fischbuch lag, und in dem großen Hause war kein Mangel an Waffen und Geräten aller Art.

In dem Hette standen neben dem Herde ein Duzend schwerer silberner Zeller auf dem Hört an der Feuerwand. Als die Bergbauern ihre Boten schickten und die Heidbauer haken, ihnen beizustehen, die Körner aus dem Lande zu jagen, war auch ein Sohn vom Wulfshof mit ausgezogen. Als er schon ein alter Mann war, lachte er noch, wenn er darauf zu sprechen kam, wie Varus mitamt seinen Leuten vor die Hunde ging.

„Junge“ sagte der alte Mann, „das war ein Spaß! Das haben wir die krummen Hunde geweist (geschlagen)! Kinder zwanzig habe ich allein vor den Brügen (Schädel) geschlagen, daß es nur so ballerte, denn sie hatten alle Kapfen aus Blech auf. Na, und denn habe ich zum Andenken die blanken Hümpfe mitgebracht. Machen sie sich da nicht fein?“

Mit den Hönern waren die Bauern bald fertig geworden, aber dann kam der Franke, und der war zähe wie Kalleber. Sollte er sich heute auch eine Tade voll Schläge, morgen war er wieder da. Ein Wulf war dabei gewesen, als Refma (Mittelkind) das fränkische Heer am Sünkel zu